drängen, treffen, oder geradezu durchbohren, und ähnliche genauer erwägen. Da neben pîḍ ein gleichbedeutendes vedisches pîy 1p (das doch schwerlich aus api-sad-ya entstand) angeführt wird, dürfen wir wohl eine ältere, einfachere form darin erkennen und es kann das griech. πιέζω sehr wohl aus einem pîyadyâmi entstanden sein, das zunächst denominativ wäre. Mir ist durchaus wahrscheinlich, dafs auch das goth. fijan (aus dessen particip fijanda, der hasser, unser feind entstand) mit der aus sinnlicherem verletzen erblafsten bedeutung hassen dazu gehört, von dem goth. faian, tadeln (nur Röm. IX, 19: faianda), eigentlich verletzen, quälen, und infeinan, sich erbarmen (eig. sich quälen, sich betrüben, wie goth. armahairta, barmherzig, zuerst sagt: dessen herz gequält oder betrübt ist) nicht zu trennen sind. Nach dem allen darf man sehr wohl behaupten, dafs, als das wort framja gebildet wurde, seine wurzel noch die sinnliche bedeutung „stofsen, verletzen, stechen" hatte und es also etwa eben so viel sagt, als das uns wegen des daneben bestehenden lebendigen verbs noch ganz verständliche wort stachel.

Göttingen, den 25. Juni 1857. Leo Meyer.

Schnitzel aus dem niederd. wörterbuche.

1. Âstûrich, âstôrich; åstůrich.

Wir lesen „asturich gut" bei Seib. westf. urk. no. 716 (schrae 66a), dann „durich gut efte astorich gut" no. 751; noch jetzt ist åstůrich spréäkən oder kůərn in der grafsch.-märkischen volkssprache. Aus goth. stiurs = märk. stéur (fest, stämmig) sprofste ein subst. stiurei (festigkeit; gesetztes, ordentliches wesen), wie wir nach usstiurei (zügellosigkeit) annehmen dürfen. Weiter bildete sich stiurjan (feststellen), was vielleicht auch schon den sinn gehabt hat, der unserm heutigen stůren vorzugsweise beiwohnt, nämlich: gesetztes wesen, ruhe, ordnung herstellen. Aus ei-

nem altwestf. stiurî, oder âstiurî, entwickelte sich unser märkisches âstůrich, zügellos, frech, polternd, also etwas anders als usstiuriba verwendet.

Andern sinn zeigt das mw. adjectiv. Die zweite der angeführten stellen läfst über die bedeutung keinen zweifel, und Seibertz hat im glossar richtig erklärt: gewaltsam genommen. Es ist wohl glaublich, dafs wir in diesem âstûrich ein adjectiv besitzen, welches unvermittelt aus verlornem âstûrjan (goth. usstiurjan) = entfesten, losmachen, entreifsen, geleitet werden mufs. Merkwürdig ist der passive sinn: mit gewalt genommen, entrissen, abgedrungen, geraubt.

2. Begînen- oder bôvenkonig.

Das ist ein könig, der in prof. Massmann's stattlicher versammlung (Germ. IX, 65) keinen stuhl erhalten hat, weil damals sein diplom (Seib. westf. urk. no. 996) noch nicht eingesehn werden konnte. Seibertz erklärt den titel richtig durch schweineschneidermeister (oberschweinschneider), ist aber ungenau, wenn er sagt: „von begynen, verschneiden oder castriren". Allerdings ist heutzutage bəgînən ein geläufiges wort für „schweine verschneiden", aber in dem obigen titel steckt nicht das verb., sondern das subst. begîne (castratin), der darum ein bôve (castrat) = borch, barg, borgelswîn, zugesellt werden mufste. Bôve bezeichnet hier *κατ' ἀντίφρασιν* gerade so die impotenz, wie anderwärts kêrl (zwitter). Unsere urkunde bietet für verschneiden nicht begynen, sondern geynen, was nach kölner mundart für gînen (vgl. kreigen für krîgen) gesagt werden konnte, aber auch ein frühes beispiel des süderl. êi für ê sein mag. Ich bin nun der ansicht: das alte gînan bedeutete 1) klaffen, 2) hohl und leer sein, 3) ohne eierstock (verschnitten) sein; den letztgenannten sinn erhielt namentlich begînen, woraus begîne verschnittenes weibliches schwein (witte begine, Mend. hexenprocefs v. 1592) gebildet ward. Der volkswitz trug das wort auf religiosen über. Aus dem

subst. begîne entstand unser verb. begînen für verschneiden; das geynen der urkunde ist daraus verstümmelt.

3. Hackeltə, f.

Hackeltə-molle nennt man bei Weitmar den bunten molch, die fèih-mollə. Hackeltə gehört zu den zahlreichen subst., denen unsere mundarten ein tə anhängten; das wort mufs ehedem hakal oder hakul gelautet haben. Wir erinnern uns des von Grimm myth. 993 besprochenen zusammenhangs der hexen und eidechsen, und kommen so zu der einsicht, dafs mhd. hächel (myth. 992) = ahd. hachil, unserm hackeltə (alt. hakal, hakul) gleich sei. Es wird aber dem alten hacul (mantel) ein kürzeres hak = lat. sag (in sagum*)) = dem in so vielen sprachen verbreiteten sak zu grunde liegen, so dafs wir schliefslich behaupten dürfen: hakal, hakil, hakul ist nicht blofs mantel, sondern auch mantelfahre (myth. 1024), und die ganze hexensippschaft findet ihr etymon im alten hag, hak, sag, sak = verhüllendes gewand.

4. Hoyken, hoecken; hocke; hoekə.

Dem ags. hêcen, m. (hoedus) entspricht lautlich genau das köln. hoyken, wofür wir jetzt haükən oder haikən sprechen würden. Das wort steht in der anmerkung zu no. 922 der westf. urkunden (Seib.): „Smalen ziende von lammeren, vercken, kalueren, voelen, Gensen, hoyken, Hoynren, Eynden ind wat vort in dem Smalen zienden gehoirt". Durch diese unordentliche aufzählung hat sich Seibertz verleiten lassen, hoyken durch „hahnen" zu glossieren, nicht bedenkend, dafs unter den hoynren schon hähne mitverstanden werden. Dasselbe wort steht in v. Steinen westf. gesch. stück IV. p. 1265: „Item, ein itlich hoffsguth binnen Eilpe (bei Hagen) gelegen gifft des jahrs ein Tendthoen und dat teinde verdecken (ferkel), van einen Völlen ein

---

*) Mir fällt nachträglich saga ein; das stellt meine etymologie aufser zweifel, wenn sich erweisen läfst, dafs es nicht nothwendig zu sāgus gehört.

Pennigh, van einen kalffe ein hellingk, van einen lame, oder Hoecken (= hoeken) ein Verinck". In beiden stellen kann nur das ziegenlamm oder zicklein gemeint sein.

In der form hocke, m. (= hôke) theilt Kinderling, gesch. d. nds. spr. p. 349 das wort, oder ein nahverwandtes aus einer postille mit und deutet „schafbock". In der zeitschr. für d. mundarten IV, 172 wird ein schlesisches hoekə, f. = „alte schafmutter", aufgeführt.

In den erstgenannten formen liegt dem vocale wahrscheinlich ein uo zu grunde. Mit recht stellt daher Ettmüller ags. lex. p. 446 hêcen unter ein *hacan, hôc, und legt diesem verb mit ebenso gutem fug*) die bedeutung capere bei, oder richtiger gesprochen, stellt es zu capere, wie caper dazu gehört, was auch immer die frühere bedeutung dieses lateinischen verbs gewesen sein mag. Hacan aber wird, auf grund des bekannten mutenwechsels, ursprünglich mit hapan, wovon happ, hammel (zeitschr. f. d. mundarten IV, 160) und ags. häfer, eins sein. Es mag indeſs bemerkt werden, daſs die betreffenden stammverba angelsächsisch auch hecjan, hôc; hefjan, hôf lauten konnten.

5. Krieme, krîmə, kræm.

Die zeitschr. f. d. mundarten liefert (IV, 194) eine kleine lese merkwürdiger wörter der siebenbirgischen Sachsen. Unter andern, die wir in Rheinfranken und Westfalen kennen, kommt dort auch ein kræm (sau) vor. Dieses wort war und ist als krieme, krîmə an der südwestgrenze unserer Mark zu hause. In einem briefe des Syb. archivs, datirt aus Gom. (wohl Gommersbach) vom jahre 1651 steht: „von entfangener groſsen kriemen", und weiter unten: „und sind 3 schweine etwa von $\frac{3}{4}$ jahrs, darunder 1 krieme und 4 fercken von $\frac{1}{4}$ jahrs in den winter geschlagen". Gegenwärtig heiſst krîmə, f. zu Eckenhagen und dort um-

*) ja, sofern dieses capere mit einem hakenförmigen werkzeuge geschieht. Von den hörnern hat der hocke seinen namen.

her jedes weibliche schwein, sobald es das alter eines schötters (etwa $\frac{3}{4}$ jahr) erreicht hat. Dieses krîmə würde rein westf. grîmə lauten. Es erinnert an ags. grîmhelm. Wir sind daher wohl zu der annahme berechtigt, dafs grîm ursprünglich den wilden eber, grîma die wilde sau, später erst eine maske bezeichnete, als krieger durch die forma apri sich fürchterlich zu machen pflegten.

6. Léærbéärǵ.

Ein märkisches märchen bringt da, wo andere ähnliche den glasberg nennen, einen léærbéärǵ. Nicht wohl kann dies das gleichbedeutige dänische glarbiarg sein. Eben so wenig passend scheinen mir aus meinem wörtervorrathe: léær leder; léærspecht in „hä schraiəd as ən léærspecht“, bei Soest merkwürdiger weise = fledermaus; léärbek gelbschnabel. Das angelsächsische und englische bieten manche wörter, woran man hier denken könnte; ich will nur leaður, engl. lather = nitrum, seifenschaum (? seife), erwähnen. Wer weifs bessere auskunft?

7. Leyf.

In der Soester Schrae art. 145a (bei Seib. no. 719) heifst es: „Heuet oyc eyn man binnen Suyst woninge eyn huys. efte twe. efte drey. efte meyr. also leyf also hey dey heuet. so sal hey scheten (versteuern) dey twey deyl. vnde behalden den derden deyl. vor stoppen (ausbessern) unde vor decken. io van der marck eynen peninch“. Dieses leyf wollen wir nicht, wie die meisten leser der Schrae wohl thun mögen, rasch mit einem „lieb“ übersetzen; das wäre ja androhung der wegnahme (confiscirung) oder zuschlagung (tôslân = beschlag legen auf), wie dergleichen bei den übrigen städtischen abgaben nicht vorkommt. Passender scheint es uns das „also leyf also“ durch „so viel mal“ oder „so oft“ zu übersetzen. Dies angenommen, handelt es sich um die ältere form unseres leyf. In der Schrae steht ey für ê, iu (io, ia) und i; vergl. eyn, deynen, weyl (= will). Nichts hindert sonach leyf für lif (aus lîban,

lêf) zu nehmen, dessen bedeutung nicht gerade bleibsel, überschufs, rest (lêba), sondern vielmehr „vorhandenes, wirkliches ding“ sein mochte, woraus die verwendung für mal leicht entspringen konnte. Damit aber würden wir Grimms ältere auffassung des lif in ainlif, twalif festhalten. Es scheint dafür auch ags. endleofan zu sprechen, worin das end eher ein geschwächtes and, als ein verderbtes ân (ein) sein wird.

8. Lêiwə, lîwə, lîbə.

Zu den märkischen wörtern, welche andern mundarten gegenüber anlautendes s abwerfen, gehört das oben in drei formen gegebene femininum. Es nennt eine art schleihe (tinca), welche in der Ruhr lebt. Man vgl. ags. slîv, m. und sleove, f., ahd. slîo, mhd. slîe, slîge.

9. Letsaghe.

Letsaghe, nicht lecsaghe ist in den 4bb. d. könige (ed. Merzdorf) zu lesen. Lêdsago ist wegsager, wegweiser, pilot, von lêd, ags. lâd weg, seefahrt, zu lêthan proficisci, navigare.

10. Wurth.

Im Hel. 4950 (Köne) heifst es: endi im thiu wurth bihagot. Offenbar kann hier nur die bodenkraft, der humusreiche boden, „de wasbårə“ oder wössigə grund“ gemeint sein. Aus wurth entstand unser heutiges wäurd, vgl. durth — däurd, furd — fäurd. Das wort ist nicht mehr vollkommen appellativ, sondern gehört zu der wichtigen classe der halbappellativa. So nenne ich jene wenig entstellten und noch mit artikel verwendeten wörter, welche an bestimmten örtlichkeiten haften, so dafs ihr sinn vom volke noch gefühlt wird; unter andern gehören bei uns brink und lôh (läuh) dahin. Jede örtlichkeit, welche in Westfalen de wäurd heifst, ist sicher eine zu gärten und äckern geeignete fruchtbare flurstelle. Bei Hemer, meinem geburtsorte, giebt es eine stelle, die „op dər wäurd“ heifst. Eben

so nehme ich das woyrd in einer urkunde bei Fahne (Dortm.) no. 445 (anno 1389): huys, hoff vnd woyrd (fruchtbares land). Wir dürfen demnach sagen: thiu wurth (Hel.), von Werthan, ist: 1) kraft überhaupt, als substrat dessen was werden kann; — 2) nach heidn. glauben: die allkraft, das schicksal, fatum; — 3) die pflanzennährende kraft des bodens; — 4) der fruchtbare boden selbst.

11. Gäus.

Wir Niederdeutsche haben das wesentliche des bergbaus und der verarbeitung der erze nicht von auswärts entlehnt. Püt, âkəldruft, schacht, sgaffən (σκάπτειν), stollən (zu stiulan), fèirspan, sgicht, sgichtmestər, grauwə (alt. grôve), äusəmund, luppə (ags. lyppen), hittə (stück heiſser schmiedeeisen) sind sammt und sonders wörter von echtwestfälischem gepräge. Dazu ist dann auch noch das wort ǵäus zu stellen, welches einen klumpen geschmolzenes erz bezeichnet. Der sel. pfarrer Möller zu Elsey hat einmal darüber geschrieben. Er glaubte mit unrecht, es sei aus hd. guſs entstellt. Eben so wenig kann es aus märk. ǵüet (guſs) entstanden sein. Für die erklärung sind nur zwei wege möglich. Entweder hatte das wort früher die form gôz (vgl. kloṡ, hd. kloz) und so würde es an Gozlar erinnern. Dann aber hat man in hd. gegenden das wort erst von uns erhalten, und weil es gôs gesprochen wurde, in gans übertragen. Oder es ist dasselbe wort mit gôṡ (ǵäus) anser, von welchem ich freilich auch behaupte, daſs sein s ein lautverschobenes t ist und somit unsere derartigen süderl. ṡ dem hochdeutschen gegenüber rechtfertige. Erwägen wir aber: engl. goose bedeutet auch gegossenes eisen, namentlich ein bügeleisen. Erinnern wir uns, wie deutsche sagen nicht selten von einer goldenen gans, d. h. von einem klumpen gediegen gold reden. So muſs uns gôs (ǵäuṡ), gans vollkommen rechtfertig scheinen. Eine ähnliche schwierigkeit macht hittə, was hitze und auch ziege bedeutet.

Iserlohn. F. Woeste.